

Die Aufgabe der Exegese im Rahmen der Theologie, im Verbund der Wissenschaften, in der Verantwortung nicht nur der Kirche, sondern auch der Gesellschaft, besteht darin, diese Impulse des Neuen Testaments zu identifizieren, damit sie die Gottesfrage nicht ruhigstellen, sondern in die Diskurse von Glaube und Vernunft, in die Prozesse von Bildung und Teilhabe, in die Debatten über Religion und Politik, Ethik und Wissenschaft, Identität und Universalität so einbringen, dass die ursprüngliche Orientierung an Jesus kenntlich wird. Er hat wie kein anderer Mensch die Geschichte beeinflusst; er ist im Christentum wie im Islam als Prophet anerkannt, wenn auch auf sehr unterschiedliche Weise; er kann im Judentum nicht als Feind, sondern als Bruder entdeckt werden; er hat weit über die verfassten Religionen hinaus ein Image, das radikal positiv ist, so widersprüchlich auch immer die Zustimmungen sind.

Die Exegese hat die wissenschaftliche Kompetenz, sich dieser Wirkungsmacht zu stellen und eine kritische Urteilskraft zu begründen, die an den Originalquellen geschult ist; alle, die

sich wissenschaftlich zu Jesus äußern wollen, müssen Exegese treiben oder sich exegetisch informieren. Freilich muss die Exegese ihre Voraussetzungen, ihre Methoden und ihre Hypothesen transparent machen; vor allem muss die Exegese klären, wie sie die schier überwältigende Resonanz, die Jesus ausgelöst hat, kritisch ins Verhältnis zu seiner eigenen Person setzen kann.

Das Interesse an Jesus im Blickwinkel der Exegese

Die historisch-kritische Exegese, ohne die es keine wissenschaftliche Jesusforschung gibt, hat im Bannkreis des Historismus mit den Methoden der Altphilologie große Entdeckungen zur Entstehungsgeschichte der Evangelien und der anderen neutestamentlichen Schriften, zur Dynamik der frühchristlichen Traditionsbildung und zu den christologischen Profilen der verschiedenen Texte gemacht. Diese Entdeckungen haben nicht nur der Dogmatik zu denken gegeben, sondern auch die Religionspädagogik tief beeindruckt und hoch motiviert. Das Versprechen war, zwischen Schrift und Tradition klar unterscheiden zu können und den wahren Jesus

Der Autor

Dr. Thomas Söding ist Professor für neutestamentliche Exegese und Theologie an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Ruhr-Universität Bochum.

vor aller theologischen Bekenntnisbildung zu erkennen, so dass ein niederschwelliger Zugang zu einem vorbildlichen Menschen eröffnet werden könne.

Allerdings hat die historisch-kritische Exegese längst keine Monopolstellung mehr; sie ist auch nicht auf dem Stand von vor hundert oder fünfzig Jahren stehengeblieben, sondern hat sich dynamisch weiterentwickelt. Sie ist mit dem Anspruch aufgetreten, ureigene Worte und Taten Jesu von späteren Hinzufügungen unterscheiden zu können, also Echtes von Unechtem abzuheben. Aber die Voraussetzungen dieses Projektes sind fragwürdig, wie ihr selbst im Laufe der Arbeit aufgegangen ist: In einer Kultur der Mündlichkeit lassen sich Original und Variante nicht so unterscheiden wie im akademischen Alltag; den vorgeschlagenen Ergebnissen fehlt es an Eindeutigkeit; vor allem führte die historische Rückfrage zu einer Harmonisierung des Jesusbildes, weil Spannungen und Widersprüche, Dopplungen und Alternativen regelmäßig beseitigt wurden, um ein möglichst schlankes, passgenaues und attraktives Jesusbild zu generieren, sei es der

Jesus zeitgemäß unterrichten

Die Bildungsplaneinheit Gott – Jesus Christus im Bildungsplan katholische Religionslehre des beruflichen Gymnasiums 2021

jesus

mit einer schar von freunden (freundinnen auch)

durch galiläas dörfer und städte ziehend

hat er kranke geheilt und geschichten erzählt

von der weltleidenschaft des ewigen gottes¹ [...]

Die Autorin

Claudia Sciarabba ist Fachberaterin für Deutsch und Katholische Religionslehre am Regierungspräsidium Freiburg in der Abteilung Schule und Bildung und Kirchlich Beauftragte der Erzdiözese Freiburg. Sie unterrichtet Deutsch, Katholische Religionslehre und Kunst und Kultur an der Max-Weber-Schule in Freiburg.

1) Marti, Kurt: *jesus*. In: Kurz, Paul Konrad (Hg.): *Wem gehört die Erde*: Neue religiöse Gedichte. Mainz 1984, S. 119f.

2) https://www.shell.de/ueber-uns/shell-jugendstudie/jcr_content/par/toptasks.stream/1570708341213/4a002dff58a7a9540cb9e83ee0a37a0ed8a0fd55/shell-youth-study-summary-2019-de.pdf, S. 26.

3) https://www.shell.de/ueber-uns/shell-jugendstudie/jcr_content/par/toptasks.stream/1570708341213/4a002dff58a7a9540cb9e83ee0a37a0ed8a0fd55/shell-youth-study-summary-2019-de.pdf, S. 13.

4) Vgl. Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg (Hg.): *Bildungsplan 2021 Berufliches Gymnasium*. Katholische Religionslehre. Stuttgart 2020, S. 6f.

Die Auseinandersetzung mit dem eigenen religiös motivierten Glauben scheint für heutige Jugendliche drastisch an Bedeutung zu verlieren. Die auf diesem Gebiet regelmäßig durchgeführte Shell Jugendstudie spricht dahingehend eine eindeutige Sprache, differenziert allerdings auch in glaubensferne Jugendliche mit konfessioneller Zugehörigkeit, wohingegen muslimische Jugendliche mehrheitlich an ihrem Glauben festhalten:

„Sowohl für katholische als auch evangelische Jugendliche hat der Glaube in den letzten knapp 20 Jahren erheblich an Bedeutung verloren: Nur für 39% der katholischen und 24% der evangelischen Jugendlichen ist der Glaube wichtig. Anders ist dies bei muslimischen Jugendlichen: Für 73% von ihnen ist der Gottesglaube wichtig. Ähnliche konfessionelle Muster zeigen sich bei der konkreten Religionsausübung: Nur 18% der katholischen, 13% der evangelischen, aber 60% der muslimischen Jugendlichen beten mindestens einmal pro Woche.“²

Im Zusammenhang mit der gleichzeitig steigenden Relevanz der Gestaltung einer nachhaltigen Umwelt und Gesellschaft interessiert sich die gegenwärtige junge Generation jedoch auch wieder mehr für politische Themen. Darüber hinaus zeigen sich weitere christliche Wertevorstellungen wie „eine zunehmende Sorge um die ökologische

Zukunft, ein Trend zu gegenseitigem Respekt und einer Achtsamkeit in der eigenen Lebensführung, ein starker Sinn für Gerechtigkeit sowie ein wachsender Drang, sich für diese Belange aktiv einzubringen“.³

Wenn sich Jugendliche für christliche Werte interessieren, aber den Bezug zum christlichen Glauben verloren haben, kann der Religionsunterricht eine Brücke bauen, denn die Vermittlung von grundlegenden Werten als Orientierungshilfe für die eigene Lebensgestaltung im Sinne einer Übernahme von Verantwortung für sich selbst und die Gesellschaft findet auch im Rahmen des Religionsunterrichts statt⁴. Der neue Bildungsplan des beruflichen Gymnasiums stellt sich dabei unter anderem der Herausforderung, wie Jesus Christus so gedacht bzw. unterrichtet werden kann, dass zwar weniger religiös sozialisierte, aber durchaus an christlichen Werten interessierte Schülerinnen und Schüler Jesus als Identifikationsfigur betrachten können. Dazu wurden die bisher getrennten Bildungsplaneinheiten (BPE) *Gott* und *Jesus Christus* zu einer neustrukturierten Einheit zusammengeführt, die auch dem trinitarischen Verständnis entspricht. Die Verschränkung der insgesamt sieben Themenbereiche (vgl. Eingangsklasse: *Mensch – Religion – Bibel*, Jahrgangsstufe 1: *Gott – Jesus Christus*, Jahrgangsstufe 2: *Welt und Verantwortung – Kirche*) ist zusammen

Wie heute über Christus sprechen?

Der Autor

Dr. Rudolf Englert war Professor für Religionspädagogik an der Universität Duisburg-Essen

Die Problematik ist hinlänglich bekannt: Jesus spielt für das Selbstverständnis und das Denken der meisten Schülerinnen und Schüler, vor allem jenseits des Kindesalters, keine große Rolle. Die empirischen Befunde dazu sind ziemlich eindeutig. Im Großen und Ganzen ist festzustellen: Weder für die Konstruktion des eigenen Gottesbildes noch als ethisches Modell oder gar als persönliches Vorbild ist Jesus noch wirklich wichtig. Noch schwieriger wird es, wenn es um Jesus als Christus geht. Dass Jesus eine Bedeutung haben könnte, die über die einer identifikationswürdigen historischen Person hinausgeht, einen Stellenwert, wie sie mit dem Prädikat *Christus* und anderen sogenannten christologischen Hoheitstiteln auszusagen versucht wird, ist für viele kaum mehr nachvollziehbar. Jesus Christus, Sohn Gottes, wahrer Gott und wahrer Mensch, damit können nicht nur Jugendliche nicht mehr viel anfangen. Wie soll der Religionsunterricht auf diese Schwierigkeit reagieren?

Im Folgenden drei Vorschläge zum Umgang mit der *christologischen Problematik*. Diese können natürlich nur so etwas wie eine persönliche Auswahl möglicher didaktischer Ansätze sein. Alle drei Vorschläge unterstützen den gleichen Grundgedanken: Zu Jesus Christus gibt es viele theologisch legitime Zugänge; und die Pluralität der Deutungen ist nicht in erster Linie ein Problem im Sinn von: Wer hat recht?, sondern ein Reichtum: die Möglichkeit, ganz unterschiedliche Beziehungen zu Christus zu eröffnen.

Mut zu selektiven Zugriffen auf die Jesus-Überlieferung

Das in den neutestamentlichen Schriften überlieferte Jesus-Bild hat viele Facetten: der hoheitliche Gott von Gott, der vom Himmel herabgekommen ist und in Jesus Fleisch angenommen hat, aber auch der elende Jesus, der verloren am Kreuz krepitiert und anscheinend vergeblich zum Himmel schreit; der asketische Wanderprediger, der sich immer wieder in die Einsamkeit zurückzieht, aber auch der gesellige Freund, der von einem großen Gastmahl träumt und dem man vorwirft ein *Fresser und Säufer* zu sein. Kein Wunder, dass in unterschiedlichen Epochen der Frömmigkeitgeschichte ganz verschiedene Seiten der Jesus-Überlieferung nach vorne getreten sind.

Im Blick auf diese wendungsreiche Rezeptionsgeschichte dürfen sich auch Lehrkräfte ermutigt fühlen, ihren eigenen Zugang zu der Person Jesu zu finden – das, was sie heute besonders an ihm anspricht, was ihn sympathisch macht, aber auch, was an ihm unverständlich bleibt, vielleicht sogar verrückt vorkommt. Christologiedidaktik, wenn man diesen etwas hochfliegenden Begriff gebrauchen will, hätte demnach die Aufgabe, Schülerinnen und Schülern etwas von der Vielfalt und dem inneren Spannungsreichtum der Jesus-Überlieferung zugänglich zu machen, so, dass möglichst alle darin etwas entdecken können, was sie in irgendeiner Weise zum Weiterdenken einlädt. Ohne solche Andockpunkte droht die Auseinandersetzung mit Jesus beziehungslos und entsprechend belanglos zu werden.

Dass man im Neuen Testament und erst recht in der christlichen Wirkungsgeschichte auf ganz unterschiedliche Seiten von Jesus stoßen kann, heißt

Christus im Bild – Christus als Bild

Der Autor

Dr. theol. Reinhard Hoeps war Professor für Systematische Theologie und ihre Didaktik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster.

Eine unüberschaubare Fülle von Christusbildern begleitet und prägt die Geschichte christlicher Katechese und Frömmigkeit durch die Jahrhunderte. Fast könnte man darüber vergessen, dass ausgerechnet Christusbilder in dieser Geschichte mehrmals die heftigsten theologischen Auseinandersetzungen ausgelöst haben. Immerhin ist das Christusbild ein Gottesbild, wie es das zweite Gebot des Dekalogs (Ex 20,4f) untersagt, oder das zumindest doch unter dem Vorbehalt der prinzipiellen Unsichtbarkeit Gottes steht. Zu Recht ist das Christusbild heute in weiten Bereichen der Theologie Thema kritischer Diskussionen.

Die Gründe für die Strittigkeit des Christusbildes sind in den jeweiligen religionsgeschichtlichen Gemengelagen sehr unterschiedlich; die Grundfiguren der theologischen Argumentation liegen dagegen schon früh fest: Insofern Christus als Sohn Gottes selbst Gott ist, kann er nicht wahrgenommen und deshalb auch nicht dargestellt werden. Insofern Gott in seinem Sohn Mensch geworden ist, konnte er von seiner Umgebung wahrgenommen und deshalb grundsätzlich auch – in Menschengestalt – dargestellt werden – wenn auch offensichtlich niemand in seinem Kreis sich dazu veranlasst sah. Der Streit geht

dann im Wesentlichen darum, ob Christus wegen (aber nicht nur in) seiner menschlichen Natur dargestellt werden kann oder ob sich wegen seiner göttlichen Natur jedes Christusbild verbietet.

Wie immer in diesem Streit zu entscheiden ist – den Rahmen für die Debatte scheint die Zwei-Naturen-Lehre zu setzen, wie sie das Konzil von Chalcedon (451) fixiert hatte. Das Bilderdekret des 2. Konzils von Nikaia (787) wird als eine Art Anwendung des Chalcedonense auf die Bilderfrage gedeutet: als Begründung des Christusbildes durch die menschliche Gestalt des Gottessohnes. Tatsächlich aber macht das Bilderdekret kaum systematischen Gebrauch von der Zwei-Naturen-Lehre. Mit der durchaus eleganten konzilsgeschichtlichen Konstruktion wird die Abhängigkeit des Christusbildes von der Unterscheidung der zwei Naturen vielleicht überbewertet. Andere Argumentationsmodelle finden sich in den Anfängen der christlichen Kunst, zuvor aber auch schon im Neuen Testament. Dort wird die Frage nach der Darstellung Christi *im* Bild zurückgeführt auf den ursprünglichen Zusammenhang zwischen *Christus* und *Bild*: Christus *als* Bild. Was gibt es zu entdecken, wenn man das Christusbild unter diesen Vorzeichen betrachtet?